denzen ziehen, die sie später, falls der eine oder der andere zum Papst gewählt würde, auf dem Stuhl Petri in die Praxis übertragen würde? Auch von Rampolla, der demnächst aus seinem schweizerischen Buen Retiro in seinen römischen Palazzino Santa Martha zurückkehren wird, weiß man nicht erst seit heute, daß er seinen Frieden mit der italienischen Regierung zu machen entschlossen ist, wenn ihn das heilige Kolleg doch noch zum Oberhaupt der katholischen Christenheit machen sollte. Also — wird man sagen — liegt es doch nur an Pius X. und seiner Umgebung, daß der Frieden zwischen Quirinal und Vatikan noch nicht hergestellt ist.

Darauf antworten gute Kenner der vatikanischen Verhältnisse, der Feind der Friedensvermittlung zwischen Quirinal und Vatikan ist außerhalb Italiens zu suchen. Daß Pius X. den lebhaftesten Anteil an den Geschicken seines Heimatlandes nimmt, haben erst die letzten Tage wieder bewiesen. Die römischen Blätter sind voll von patriotischen Kundgebungen des Papstes. Sie werden auch nicht einmal von den vatikanischen Organen dementiert. Also will die Kurie, daß die ganze Welt von der italienisch-patriotischen Haltung des Papstes erfährt. Man weiß, daß die Königin-Mutter von Italien eine fromme Frau ist, die die Aussöhnung zwischen Quirinal und Vatikan als ihre Lebensaufgabe betrachtet. Nun erfährt man, daß ihr Sohn, der König von Italien, zu dem Papste während dessen letzten schweren Krankheit mehrfach den Hausprälaten entsandt hat, um ihm seine Anteilnahme kundzutun. Und Pius X. soll seine freudige Genugtuung ausgesprochen haben. Pius X. wird zwar nicht mehr umsatteln, aber sein Nachfolger dürfte den kurzen Weg zum Quirinal finden. Niemand wünscht das lebhafter als das italienische Volk, der italienische Klerus und der Quirinal selbst. Und diesen allseitigen Wunsch nach Frieden hat der Krieg mit den Türken zutage gefördert. . .

9. Ordentliche Evangelisch-lutherische Landessynode.

(:) Dresden, 12. Oktober.

Die Synode beschäftigte sich heute zunächst mit der Wahl eines Sonderausschusses für den Erlaß Nr. 15, den Entwurf eines Pfarrerbesoldungsgesetzes betreffend. Gewählt wurden durch Zuruf die Synodalen Siebenhaar, Fraustadt, D. Mayer, Jauck, Reichel, Gräfe und Opitz.

Synodale Schuldirektor Diete erstattete hierauf den mündlichen Bericht des Ausschusses für den Erlaß Nr. 6, einen Bericht über den Zustand der Landeskirche betreffend, und zwar über Abschnitt IX.

Verhältnis der Kirche zur Schule.

An der konfessionellen Volksschule müsse festgehalten werden. Es dürfte nicht eine einseitige Betonung des Elfischen vorherrschen. Die Spannung zwischen Lehrer und Geistlichen müsse durch Entgegenkommen beider beseitigt werden. Mißgriffe in dem Maße der Abwehr seien auf beiden Seiten geschehen. Man müsse aber auf beiden Seiten nur das Heil der Kinderseele im Auge haben. Es bliebe kein anderer Weg übrig, als uns auf dem Boden des Gegebenen zu verständigen. Mit großem Danke habe es das Landeskonsistorium begrüßt, daß die oberste Schulbehörde zur Fortbildung der mit der Erteilung des Religionsunterrichtes betrauten Volksschullehrer in den Jahren 1909 und 1910 Lehrkurse veranstaltet hat, deren Aufgabe es war, ein tieferes Verständnis der von der jetzigen theologischen Wissenschaft behandelten Hauptfragen zunächst einem Kreise hierzu befähigter und erfahrener Volksschullehrer zu vermitteln und hierdurch auf eine Hebung des Religionsunterrichtes im ganzen Umfange unserer Volksschule hinzuwirken. Zum Schlusse drückte der Referent den Wunsch aus, daß man alles aufbieten möge, um wiederum eine Annäherung beider Faktoren herbeizuführen. Das könne aber nicht nur allein durch eine Seite geschehen, sondern die andere müsse auch in die ihr dargebotene Hand einschlagen.

Der zweite Referent, Geh. Kirchenrat Professor D. Jhmels-Leipzig, verbreitete sich über die höheren Lehranstalten. Er beschäftigte sich hierbei besonders eingehend mit dem Studium der Theologie und hob hervor, daß sich die theologischen Studenten besonders auch mit dem Studium der antiken Welt beschäftigen müßten, denn die Kirche stehe auf geschichtlicher Grundlage. Der Redner sprach sich auch für eine humanistische Bildung der Theologen aus, warnte aber, den Humanismus in einer einseitigen Weise großzuziehen. Man müsse lebhaft wünschen, daß den Theologen auch eine gründliche Ausbildung in den neuen Sprachen, besonders im Englischen, zugänglich gemacht werde. Es möge der Religionsunterricht an den höheren Lehranstalten aus der Erkenntnis des Geschichtsverlaufs und der Erfahrung des eigenen Innenlebens heraus die einzigartige Bedeutung Jesu Christi und des von ihm erweckten neuen Lebens darstellen. Christus müsse in Zukunft im Mittelpunkte des Religionsunterrichtes in der Volksschule bleiben und auch auf den Ausbildungsanstalten der zukünftigen Führer des Volkes den Leitstern bilden. Die Zukunft sei durch die Ausbildung der Jugend bedingt.

Synodale Hempel widerspricht dem Referenten Diete, der gesagt habe, es möge die Zeit kommen, daß sich die Geistlichen den Lehrern gegenüber nicht mehr als Herren, sondern als Freunde fühlen. Zum Schlusse sprach er sich noch für die Einführung des Religionsunterrichts in den Fortbildungsschulen aus.

Schuldirektor Philipp-Dresden erklärt sich damit einverstanden, daß Schule und Kirche sich zu aller Zeit auf dem Boden des Evangeliums zusammenfinden möchten. Er beanstandet aber, daß die gesetzlichen Bestimmungen und der gültige Lehrplan die meisten Lehrer vor bedenklichen Abweichungen bewahrt hätten, und wies darauf hin, daß er schon wiederholt betont habe, daß der Religionsunterricht in der Schule oft konservativer gelehrt werde als auf der Kanzel.

Synodale Dr. Jauck besprach gleichfalls das Verhältnis zwischen der Lehrerschaft und der Geistlichkeit, und gab auch zu, daß in der Synode viele sitzen, die sagen würden, wir haben die Friedenshand geboten, und für uns hat sich die Angelegenheit erledigt. Die sächsischen Lehrer müßten sich aber doch gefallen lassen, daß man sie für die Auslassungen einzelner radikaler Führer verantwortlich mache, weil die Lehrerschaft geschlossen wie ein Mann dastehe. Der Redner verbreitete sich dann über den Beschluß des Sächsischen Lehrervereins vom Jahre 1910, betreffend den Memorierstoff der Volksschule. Wenn man alles weglasse, was die Lehrer wünschen, so bliebe überhaupt nichts mehr übrig, was zu den Kriterien des Christentums gehöre. Die Lehrerschaft stehe in ihren offiziellen Bekundungen weit davon ab, mit den Geistlichen gemeinsam zu wirken.

Amtshauptmann v. Nostitz-Wallwitz-Leipzig betont, daß man die vom Synodalmitgliede Jauck gegen die Lehrer gemachten Vorwürfe nicht allgemein aufstellen könne. Der größte Teil der Lehrer stehe noch auf dem Boden des Evangeliums.

Superintendent Kröber-Pirna äußert sich im gleichen Sinne.

Schuldirektor Philipp-Dresden weist darauf hin, daß die Lehrerschaft durchaus nicht weit entfernt vom Evangelium stehe. Sie wolle in dem Kinde Werte schaffen für das spätere und für das ewige Leben. Eine Erschlaffung des Religionsunterrichts werde selbstverständlich von der Lehrerschaft nicht gewollt und auch nicht angestrebt.

Präsident Dr. Böhme hebt hervor, daß die Abfassung des Berichtes für das Landeskonsistorium sehr schwierig gewesen sei. Insbesondere seien die letzten fünf Jahre sehr ereignisreich gewesen, und der vorliegende Stoff war umfangreicher denn je zuvor. Die Fortschritte der pädagogischen Wissenschaft seien selbstverständlich zu billigen, aber sie könnte an dem Christentum nichts ändern. Das Christentum müsse das alte bleiben.

Synodale Slesina betont, daß man dem Kinde eine tief-religiöse Anschauung mit auf den Lebensweg geben müsse. Die Zwickauer Thesen aber wollten das nicht und hätten ihn auch sehr entrüstet.

Synodale Lange stellte den Antrag: „Die Synode wolle beschließen, daß das Kirchenregiment dafür eintritt, daß innerhalb des Rahmens der Fortbildungs- und der gewerblichen, sowie der Handels- und Landwirtschaftsschulen monatlich wenigstens ein halbstündiger Religionsunterricht eingeführt wird."

Synodale Dr. Hartmann wünscht, daß die jungen Theologen die Fortschritte der Naturwissenschaft nicht nur aus apologetischen Gründen kennen lernen.

Weiter sprachen noch zu der Materie die Synodalmitglieder Pfarrer Lange-Punkau, Oberkirchenrat Rosenkranz-Bautzen, Geh. Rat Lotichius-Dresden, Geh. Kirchenrat Dr. Hartung-Leipzig, Oberpfarrer Klemm-Strehla, Realschuldirektor Professor Bauer-Meerane, worauf ein Antrag auf Schluß der Debatte angenommen wurde. Der Antrag Lange fand einstimmige Annahme.

Darauf nahm die Synode den Entwurf eines Kirchengesetzes über die anderweite Festsetzung des Mindestbetrages des kirchendienstlichen Einkommens der Kirchschullehrer und anderer mit dem Kirchendienste beauftragter Personen einstimmig an.

Zu den Petitionen der evangelisch-lutherischen Wenden Sachsens, des Sächsischen Hauptmissionsvereins und der Sächsischen Missionskonferenz, des G. Simon aus Leipzig und des Innungsausschusses in Radeberg, betreffend die

Feier des Epiphaniasfestes,

entwickelte sich eine lebhafte Debatte, in der nicht weniger als 20 Redner das Wort ergriffen, ohne wesentlich neue Gesichtspunkte hervorzubringen. Der Antrag des Petitionsausschusses wurde schließlich abgelehnt und dafür ein weitergehender Antrag des Pfarrers Mrosak in Grödewitz angenommen, der folgenden Wortlaut hatte: „Die Synode hält es für wünschenswert, die im kirchlichen Bewußtsein in weiteren Kreisen hochgehaltene Feier des Epiphanienfestes am 6. Januar in der bisherigen Weise beizubehalten." Weiter wurde noch ein Zusatzantrag des Geheimrats Lotichius-Dresden angenommen, der dahin ging, die im Jahre 1906 erteilte Genehmigung zur Aufhebung des Epiphanienfestes zurückzuziehen.

Der letzte Punkt der Tagesordnung, betr. die Neuausgabe des Perikopenbuches, wurde infolge der vorgerückten Stunde abgesetzt.

Nächste Sitzung Freitag vormittag 10 Uhr. — Tagesordnung: Neuausgabe des Perikopenbuches. Bildung der Kirchengemeindeverbände. Backerbot an den Sonntagen. Petitionen, betr. den Religionsunterricht an den Volksschulen.

4. Deutscher Hochschullehrertag.

(:) Dresden, 12. Oktober.

Im Hörsaale der Hochbauabteilung der Königl. Technischen Hochschule trat heute vormittag der 4. Deutsche Hochschullehrertag zu seinen Beratungen zusammen. Der unter dem Namen des Deutschen Hochschullehrertages begründete Verein tritt ein für die Vorbereitung und selbständige Durchführung der notwendigen Reformen des Hochschulwesens nach innen sowie für die Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen der Hochschulen nach außen, insbesondere auch in deren Eigenschaft als Selbstverwaltungskörper. Die Versammlung wurde von Sr. Exzellenz dem Herrn Prof. Dr. Binding-Leipzig mit einer begrüßenden Ansprache eröffnet. Der Redner dankte Herrn Oberbürgermeister Geh. Rat Dr. Beutler für die Einladung nach Dresden und hob hervor, daß die Tagung in einem Lande stattfinde, dessen Monarch, wie sämtliche Wettiner Herrscher der letzten Zeit, sich hohe Verdienste um die deutschen Hochschulen erworben hätten. Er schlage infolgedessen die Absendung eines Huldigungstelegramms an den König, den Rektor Magnifizentissimus, vor, was von der Versammlung einstimmig genehmigt wurde. In das Bureau wurden die Herren Geh. Hofrat Prof. Dr. Cornelius Gurlitt als Vorsitzender, ferner Prof. Dr. v. Wettstein-Wien, Prof. Dr. Hellmann-München und Prof. Dr. Bruck-Dresden als Beisitzer gewählt.

Im Auftrage der Technischen Hochschule zu Dresden begrüßte hierauf Herr Geh. Hofrat Professor Dr. von Meyer die Versammlung.

Als erster Punkt der geschäftlichen Beratungen stand die Beschlußfassung über die Satzungen des zu gründenden Vereins deutscher Hochschullehrer auf der Tagesordnung. Die Begründung des Vereins ist bereits in einer gestrigen Vorversammlung beschlossen worden. Auf Antrag von Exzellenz Prof. Dr. Binding-Leipzig wurde die nochmalige Durchberatung der Satzungen dem geschäftsführenden Ausschusse übertragen, der noch durch einige Kollegen aus Innsbruck und durch die Herren Geh. Hofrat Professor Dr. Gurlitt und Professor Dr. Bruck-Dresden verstärkt wurde. Die Versammlung beschloß einstimmig, aller zwei Jahre zu einer Tagung zusammenzutreten. Den Hauptpunkt der Tagesordnung bildete die Beschlußfassung über die am 7. Januar 1911 in Leipzig vom Ausschusse des Deutschen Hochschullehrertages angenommene Resolution zum Antimodernisten-Eid. (Wir hatten seinerzeit den Text veröffentlicht.) Exzellenz Professor Dr. Binding teilte mit, daß nach einem Beschlusse des Ausschusses die vorliegende Resolution nochmals dem Plenum des Hochschullehrertages zur Beschlußfassung vorgelegt werden sollte. Außerdem sei von den Tübinger Kollegen ein Zusatzantrag eingegangen, der dahin geht, daß mit dem Eid belastete katholische Gelehrte von den Lehrstühlen der deutschen Hochschulen auszuschließen seien. Es sei zu hoffen, daß durch die Annahme der Leipziger Resolution die Angelegenheit des Eides nach und nach einschlafen werde. An die Ausführungen des Referenten knüpfte sich eine längere Debatte, in der auch noch eine Anzahl Zusatzanträge gestellt wurden. Hervorgehoben wurde u. a., daß derjenige, der den Eid leiste, der Stellung eines akademischen Lehrers nicht würdig sei. Die deutschen Universitäten müßten in jeder Form darauf hingewiesen werden, daß verteidigte Antimodernisten an einer deutschen Hochschule nichts zu suchen hätten, und die Hochschullehrer selbst müßten alles tun, um derartige Berufungen zu verhindern. Exzellenz Prof. Dr. Binding schlug eine Erweiterung der Resolution vor, ebenso Professor Amira-München. Professor Dr. Harnack-Stuttgart beantragte, daß den Satzungen des Deutschen Hochschullehrertages ein Passus eingefügt werde, in dem der Hauptinhalt der Resolution enthalten ist. Prof. Dr. Brentano-München schloß sich diesem Antrage an und vertrat die Meinung, daß eine Form gefunden werden möchte, nach der zum Ausdruck kommen solle, daß alle Hochschullehrer als unwürdig erklärt werden sollen, die aus nichtwissenschaftlichen Gesichtspunkten sich herbeilassen, eine bestimmte Meinung auf dem Katheder zu vertreten.

Nachdem einige Zusatzanträge zurückgezogen und einige andere abgelehnt worden waren, wurde die

Theater und Musik.

Leipzig, 13. Oktober.

I. Gewandhauskonzert. Mit zwei Werken gab Beethoven dem ersten dieswinterlichen Konzert großen Stils sein Gepräge. Wieder einmal entzückte des Meisters D-dur-Sinfonie, in den Lehrjahren der Männlichkeit entstanden und sich bereits weit entfernend von ihren älteren Geschwistern, jener in Es-dur; aufs neue bewunderte man die geniale Naivität solchen Schaffens und ergötzte sich an den offenen und versteckten Bussonierien wie an der blühenden Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit aller so zahlreichen Themen und Motive, aus denen die künstlerisch ordnende Hand ein so bedeutendes Ganzes schuf. Als diese Sinfonie im Jahre 1803 zum ersten Male im Leipziger Gewandhause aufgeführt ward, erstaunten sich Kenner und Musikfreunde über die darin auftauchenden, ihnen ganz merkwürdig erscheinenden Komplikationen. Nun hat die zunehmende zeitliche Entfernung des Hörers von der Entstehungszeit des Werkes die wachsende Erkenntnis gebracht. Von großer Wirkung war gestern der Vortrag der Egmont-Ouvertüre, die ja in ihrer Art auch in triumphierender Freude ausklingt. Aber noch ein drittes Werk des Abends schlug verwandte Töne an. Zum ersten Male erklang Georg Schumanns Ouvertüre „Lebensfreude". Freilich spielt sie, eigentlich poetischen Schimmers entkleidet, auf das rein reale Gebiet hinüber, schildert sie Gefühle und Stimmungen, die ihre Herkunft und Entstehung aus dem Leben, wie es nun einmal ist, sich gibt und gelebt werden muß. Es ist ein Stück etwas robust künstlerischer Fidelität, aber auf ein sehr beachtenswertes hohes Niveau erhoben durch die sehr geistreiche Instrumentation, den erfreulich anregenden Wechsel zwischen den einzelnen Instrumentalgruppen und die hübschen Scherze, die insbesondere die geschwätzigen Holzbläser, einander oft in Eile überbietend, uns rufen. Dabei ist alles aufs geschmackvollste dargestellt, nichts übertrieben oder hypermodern erkünstelt. Ohne Frage hätte diese, leider ans Ende gestellte Ouvertüre keineswegs den schwachen Beifall verdient, der ihr zuteil wurde. Die Orchesterdarbietungen des Abends bewegten sich in wesentlich aufsteigender Linie. Die Vorführung der Beethovenschen Sinfonie zeigte fast etwas zu viel an Glätte und Eleganz und ließ erst im Finale eine gesteigerte Innerlichkeit wirklich merkbar empfinden. Weit größer und persönlicher geriet die Egmont-Ouvertüre, die Herrn Professor Arthur Nikisch und den Künstlern reiche Ehrung einbrachte. Ganz ausgezeichnet spielte man endlich die zuletzt genannte Novität, die an die Orchestertechnik große Anforderungen stellt.

Schon früher ist an dieser Stelle ausführlich die Rede gewesen von Gustav Mahlers Kindertotenliedern, mit deren Wiedergabe Frau Lula Mysz-Gmeiner aufs neue ihre so ausnehmend hohe Künstlerschaft bewies. Trotz des prachtvoll ausgefeilten Orchesterparts war die Wirkung dieser Kompositionen auf mich eine noch weit schwächere als früher, als sie in der Musikalischen Gesellschaft erstmalig dargeboten wurden. Der Gegensatz zwischen den so ganz intimen, vor Fr. Rückert hervorgerufenen Stimmungen und dem musikalischen Aufwand Mahlers, das offenbar fast lediglich Zuwenden des Interesses zu unzähligen orchestralen Finessen und rein sinnlicher Klangschönheit, endlich aber die unleugbare Erfindungsarmut, mindestens Unselbständigkeit und die Ausnutzung der Singstimme als Orchesterinstrument — alles das ergibt keine künstlerisch harmonische Zusammenwirkung. Ich kann mir diese wundervollen Rückertschen Poesien eigentlich nur am Klavier gesungen vorstellen, etwa im Abenddämmerschein, voll von starker Schmerzempfindung, aber fern von allem schwächlich Sentimentalen, wie solches Mahler oft genug überfällt. Die so mächtig und selbständig herausarbeitende Art einer Lula Mysz-Gmeiner gab allerdings den Liedern den augenblicklichen Schein von wirklich großem und echtem Gehalte. Außerordentlich schön sang die mit Beifall vielbedachte Künstlerin noch mehrere Lieder Schuberts, von Meißner Nikisch exzellent am Blüthner begleitet. Sie konnte die begeisterten Hörer nur mittels einer Zugabe einigermaßen beruhigen.

Eugen Segnitz.

j. **Ein neues Bühnenwerk von Richard Strauß.** Nach den „Münchner Neuesten Nachr." hat Richard Strauß eine kleine Oper vollendet, die als Anhang zu Molières „Der Bauer als Edelmann" zu gelten hat. Das Molièresche Lustspiel ist von Hoffmannsthal in zwei Akte zusammengezogen worden, und der dritte Akt bildet dann die Oper selbst, deren Text und Einfall von Hoffmannsthal „Ariadne auf Naxos" heißt und das Problem der Treue von ernster und heiterer Seite beleuchtet und die Götter mit ihrer Liebe den Menschen gegenübergestellt. Die Oper bedeutet eine völlige Abkehr vom bisherigen kompositorischen Schaffen Strauß'. Sie ist für Kammermusikorchester in ganz kleiner Besetzung mit Zuhilfenahme von Klavier, Harmonium und Cembalo nur für Soloinstrumente geschrieben, enthält viele Koloraturen in den Gesangsstimmen und Soloinstrumenten, sowie durchgeführte Melodien. Jede Szene hat ihren eigenen Stil. Die Uraufführung soll nächstes Jahr im Berliner Deutschen Theater unter Max Reinhardt stattfinden.

Im unterirdischen Paris.

Von **Marcel Collé** (Paris).

Wenn man den Parisern vor zwanzig Jahren hätte plausibel machen wollen, daß man am Anfange dieses Jahrhunderts unterhalb der Metropole auf einem Schienennetz von beiläufig 72 Kilometern fahren werde, so würden sie das sicherlich für eine große „blague" gehalten und einen ironischen Boulevardwitz darüber gemacht haben. Und heute stehen wir vor der vollendeten imposanten Tatsache. Paris, das in viel mehr Dingen, die man im Auslande nicht ahnt, nicht an der Spitze marschiert, lebt mit seinem „Métropolitain" an unbestritten erster Stelle. Welche Arbeit die französischen Ingenieure geleistet haben, die diese unterirdische Bahn bauten, welche Summe von Intelligenz, Zähigkeit, Energie und — blanken Louisdors erforderlich war, um dieses staunenswerte Werk sozusagen unter den Füßen von 3¼ Millionen Menschen zu schaffen, davon versuchen die nachstehenden Zeilen eine ungefähre Vorstellung zu geben.

Geht man im Zentrum von Paris etwa gegen 12 Uhr mittags oder gegen 6 Uhr abends auf die Straße, so befindet man sich in einem Gewühl von annähernd 900 000 Fußgängern, die sich nach allen Seiten über die 7668 Hektar zu verbreiten suchen, die die Boulevards, Straßen und Plätze der Stadt einnehmen. Gleichzeitig rollt ein ungeheurer „Wagenpark" über die 972 Kilometer, die an verbindungslinien durch diese „Wüste von Zeitungen und Ziegelsteinen" von Menschenhand gebahnt sind. Ungefähr 14 000 Fiaker und 8500 Mietwagen, 13 500 Omnibusse, Autobusse und Tramwagen, 3200 Automobile (gleich mehr als ein Zehntel aller Autos in Frankreich) und gegen 55 000 Fahrräder dienen dem Pariser tagtäglich zur Fortbewegung. An einem Verkehrsbrennpunkt, wie z. B. an der Place de l'Opéra, passieren laut einer Feststellung des amtlichen statistischen Bureaus innerhalb 24 Stunden rund: 65 000 Fuhrwerke und über 400 000 Menschen. Diese ungeheure Menge würde nicht entfernt mit der Leichtigkeit zirkulieren können, mit der sie sich heute tatsächlich ohne nennenswerte Störungen und Hemmungen überallhin ergießt, wenn nicht unter dem einen alten Paris ein ganz neues konstruiert wäre, das nicht der Schönheit und dem Vergnügen dient, sondern lediglich dem einen praktischen Zweck: tagtäglich bis in die tiefe Nacht hinein gegen 350 000 Menschen mit der vierfachen Geschwindigkeit eines Doppelspänners nach allen Richtungen der Windrose zu befördern.

Als erster Grundsatz für den Bau des im Jahre 1898 begonnenen unterirdischen Riesenwerks galt: möglichst wenig den vorhandenen Verkehr stören, also ganz enge „Brunnen" schaffen als Zugänge in die Tiefe bzw. als Auswurfstellen für die herauszuhebende Erdmasse. Die Brunnen wurden, je nach dem Niveau der zu erbauenden Linie, 8 bis 9 Meter (z. B. an der Rue de Rivoli) bis zu 25 Meter tief (z. B. an der Avenue de la République) angelegt. Nach ihrer Fertigstellung baute man die Sohle, soweit als nötig, um die erforderlichen Holzbrücken sowie die Maschinen zum Bohren des Erdtunnels aufstellen zu können. Dem Bau des eigentlichen Tunnels geht die Konstruktion einer anderthalb Meter breiten und zwei Meter hohen „Galerie" voraus, die mit Holz verschlagen wird. Diese erweitert man alsdann (unter Anwendung verschiedener, hier nicht näher interessierender Systeme) bis zur Größe des endgültigen Tunnels. Bemerkenswert ist für diese Erweiterungsarbeit die Benutzung des sogenannten Bohrschildes, den bekanntlich der englische Ingenieur Brunel im Jahre 1825 erfand, als er den ersten Tunnel unter einem Flußbett (Themse) herstellte. Nicht immer war diese, für gewöhnliches Erdreich leicht erscheinende Bohrarbeit so einfach, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte. Nicht bloß hatte man an vielen Stellen mit dem Grundwasser zu kämpfen, sondern man wurde auch (speziell auf dem Südring des Metro) durch alte, schlecht aufgefüllte Steinbrüche gestört. In diesen befanden sich zudem durch Verwaschungen hervorgerufene leere Räume, sogenannte „Glocken", die bisweilen eine Höhe bis zu 17 Meter erreichten. Hier mußten außerordentliche Vorsichtsmaßregeln zum Schutze der Arbeiter und zur Sicherung des „Tunnelrohres" getroffen werden.

Die ans Tageslicht beförderte Erdmasse der sämtlichen Linien zusammengenommen, betrug 9 Millionen Kubikmeter, d. h etwa die volle Ladung von 900 großen Ozeandampfern. Wollte man diese Erde zu Stein backen und in Pyramidenform auseinanderschichten, so würde sie die höchste ägyptische Pyramide noch um ein Zehntel ihrer Größe überragen. Die Bewältigung der Erdaushachtung nahm in einem Teil der Linien außergewöhnlich viel Zeit in Anspruch, so z. B. für die Strecke Porte Dauphine—Porte de Vincennes fast ein ganzes Jahr.

Die eigentliche Tunnelkonstruktion sah folgende Maße vor: an lichter Weite durchschnittlich 7,50 Meter, an Mauerwerk für die Decke 55 Zentimeter, die Seitenpfeiler 75 Zentimeter, den Boden 50 Zentimeter. Dieses Mauerwerk ist überall im Innern von einer wasserdichten 2 Zentimeter dicken Zementschicht bedeckt. Wo der Tunnel sich über die Erdoberfläche erhebt oder als Viadukt weitergeführt wird (etwa ein Fünfzehntel der ganzen Strecke), ist er aus Eisengitterwerk gebildet, das auf anderthalb Meter dicken Pfeilern ruht. Die für den Tunnel, die Kreuzungsblocks, die Stationen und die Verbindungsgänge verwendete Masse an Steinen und Zement würde, als 280 Kilometer lange, 4 Meter hohe und 5¼ Meter dicke Mauer geformt, achtmal den Umkreis des Weichbildes der Stadt umfassen.

Die Kraft für die elektrische Betriebskraft liefert das Dynamowerk am Quai de la Rapée, das einen Gleichstrom von 600 Volt und einen dreiphasigen Wechselstrom von 5000 Volt erzeugt. Ein Teil dieses Stromes wird direkt nach einer Zweigstation des Werkes unter der Place de l'Etoile gesandt, um von dort aus die Südlinien zu bedienen. In der Hauptstation werden die Dynamos durch fünf doppelzylindrige Dampfmaschinen, die 2600 Pferdekräfte indizieren, in Bewegung gesetzt. Nicht weniger als 28 riesige Kessel mit einer Heizfläche von je 211 Quadratmeter erzeugen den erforderlichen Dampf. In einer besonderen unterirdischen „Galerie" (unter der Rue de Peres und dem Boulevard Diderot) befinden sich die Schaltungen für sämtliche Linien, sofern sie nicht von der südlichen Zweigstation abhängen. Die Leitungskabel sind direkt mit den Schienen verbunden; der Strom wird durch eine zwischen den Schienen geführte „Leitungsschiene" dem im Kopfwagen des Zuges befindlichen Motor zugeführt; die nicht verbrauchte elektrische Energie fließt durch die Schienen selbst zurück. Ueber 650 Wagen befinden sich ständig im Betrieb; jeder Zug hat erste und zweite Klasse; die Wagen sind (speziell auf der neuen gebauten „Nord-Süd"-Strecke) mit bequemen Sitzen versehen und gut beleuchtet. Für 25 Centimes in der ersten und 15 Centimes in der zweiten Klasse kann man (infolge der zahlreichen Wechselstationen) kreuz und quer unter den verschiedenen Stadtvierteln herfahren, ohne ein neues Billett lösen zu müssen. Dieser sehr billige Fahrpreis (20 und 12 Pfennig) hat nicht wenig zur Popularität des Metro beigetragen, und die Aktionäre der Bahn hüten sich wohl, ihn (etwa nach Art der Berliner Untergrundbahn) zu erhöhen.

Noch ein paar Worte über einige besonders interessante Stellen der Bahn. Zu solchen sind die Ueberkreuzungen bzw. Unterführungen der anderen Eisenbahnlinien sowie der Seine zu rechnen. Der Metro kommt mit solchen anderen Linien nicht weniger als neunmal, mit der Seine siebenmal „in Konflikt", und fast jedesmal erfordern die eigenartigen Verhältnisse des Geländes bzw. der vorhandenen Bauten besondere technische Lösungen. Um z. B. die Linie der Westbahn zu passieren, ist der Metro im Quartier Batignolles unter dem Tunnel dieser Linie geführt; er überschreitet ferner die Körper der Nord- und der Ostbahn sowie der Bahn Courcelles—Champ de Mars auf eisernen Brücken, läuft ferner ein zweites Mal unter der Westbahn durch. Neben anderen Ueberkreuzungen ist noch die Linie der Bahn von Vincennes bemerkenswert, unter deren Brücke der Metro in einer zweiten Brücke geführt ist.

Diesem imposanten Bauwerk steht der Doppelviadukt in Passy würdig zur Seite. Er besteht aus einer Brücke von 114 Meter Länge, die den Quai de Passy mit der Ile des Cygnes verbindet, sowie aus einer zweiten 90 Meter langen, die hier zum Quai de Grenelles führt. Mit dem aus gigantischen Quadern bestehenden Verbindungsstück auf der Ile des Cygnes mißt dieser Doppelviadukt 290 Meter. Während der untere Teil der Brücke für den Wagen- und Fußgängerverkehr bestimmt ist, führt der Metro im oberen Teile in der Höhe von 16 Metern über dem Strom, um, am anderen Ufer angelangt, sich gleich wieder in die Erde einzubohren. Zum Bau des Viadukts wurden 4000 Tonnen Stahl verwendet. Die Baukosten betrugen gegen 8½ Millionen Franken.